

Zwischen Chur und Weimar : Peter Imbaumgartner und Fedor Iwanowitsch

Autor(en): **Hartmann, B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch**

Band (Jahr): - **(1939)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwischen Chur und Weimar

Peter Imbaumgarten und Fedor Iwanowitsch

Von Prof. Dr. B. Hartmann

Die wenigsten unserer Leser werden die beiden Namen des Untertitels unserer diesmaligen Erzählung kennen. Sie sind untergegangen wie eine Welle im Zeitenstrom, der unser Land durchfließt. Vor 160 Jahren tönnten diese so verschiedenen klingenden Bubennamen zuweilen recht laut und unwillig in den Gängen und auf den Spielplätzen des Schlosses Marschlins, das Ulyses von Salis in eine Erziehungsanstalt verwandelt hatte. In seinem Philanthropin, wie er's nannte, wollte er ein neues Menschengeschlecht heranbilden, mußte aber stets wieder erkennen, daß »das Dichten und Trachten des Menschenherzens böse ist von Jugend an«. Peter und Fedor waren in die weit mehr bekannte als bewährte Schulanstalt eingetreten, als es mit ihr bereits abwärts ging. Die solide und praktische Gründung Martin Plantas war ja leider wenige Jahre nach dem Hinschied dieses Mannes — er starb 1772 — in eine pädagogische Experimentieranstalt umgewandelt worden. Jetzt ging's mit ihr allmählich dem Ende entgegen. Man hatte zu Plantas Zeit um hundert Schüler gehabt. Jetzt waren es noch dreißig bis vierzig, als Peter und später auch Fedor einrückte. Beide Knaben, von denen wir zu erzählen haben, waren Naturkinder von fast abenteuerlicher Herkunft, die ihren Lehrern kaum geringe Mühe machten. Doch ist's nicht das, was ihrem Namen Dauer verlieh und uns mehr als hundert Jahre nach ihrem Tode veranlaßt, in Graubünden wieder einmal von ihnen zu reden. Ihre Langlebigkeit verdanken sie zwei Großen aus der deutschen Literaturgeschichte, zu denen sie in mehr als flüchtige Beziehung traten. Peter Imbaumgarten wurde, allerdings erst nach seiner Marschlinsener Zeit, der Pflegesohn Goethes, Fedor Iwanow aber, wie er sich später schrieb, hat das fes-

selndste Bildnis Johann Peter Hebels geschaffen, das wir besitzen. So ist es dann geschehen, daß die beiden Eingang fanden in die deutsche Literaturgeschichte und schließlich noch einigen Glanz fallen lassen auf das so groß gedachte und so klein endende Erziehungswerk des Ulyses von Salis-Marschlins.



Wir erzählen zuerst von *Peter Imbaumgarten*. Seine Lebensgeschichte beginnt wie ein Roman und führt von einer Überraschung in die andere, klingt dann aber frühe aus, und das in recht kleinbürgerlicher Weise. Seine Wiege stand in einem vermutlich äußerst bescheidenen Kleinbauernhaus bei Meiringen, und sein Grab müßte, wenn es noch vorhanden wäre, auf einem Friedhof in der Umgegend von Weimar gesucht werden. Was aber dazwischen liegt, zwischen Meiringen und Weimar, ist abenteuerlich, und der gut anderthalbjährige Aufenthalt in Marschlins ist nur eine Etappe, allerdings kaum die unerfreulichste.

Im Herbst 1779 hat *Goethe* von Weimar aus seine zweite Schweizerreise unternommen, die ihn, allerdings auf Umwegen — ins Berner Oberland führen sollte. So kommt er ins Haslital, nach Meiringen, und wir erfahren aus seinem Reisebericht an Frau von Stein, daß er es hier nicht unterließ, Nachforschungen nach den Verwandten des Bauernknaben anzustellen, der gut zwei Jahre zuvor unter seine Obhut gekommen war. Wörtlich heißt's dann da: »Von *Petern* haben wir niemand zu sprechen können kriegen ... Ein Schwager Peters war den Herren nachgelaufen und gab ihnen einen Brief mit. Außer dieser Schwester hat er aber noch einen Bruder, eine Stiefmutter und Stiefgeschwister.«

Das ist Peter Imbaumgarten, der seit dem Spätsommer 1777 bei Goethe in Weimar weilte. Wir aber werden zu erzählen haben, auf welchem merkwürdigen Umwegen der Haslitaler Bauernbub zu dem jungen weimarischen Minister und bereits weitherum bekannten Dichter gekommen war. Um dies aber tun zu können, greifen wir nochmals auf eine Stelle in Goethes Schriften. Das war auf seiner ersten Schweizerreise von 1775, wie sie im 18. und 19. Buch von »Dichtung und Wahrheit« erzählt wird. Dort heißt es: »Ebenso fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen . . . Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihltal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, von *Lindau*, besuchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht aufs freundlichste und schicklichste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.«

Diese Stelle bezieht sich auf eine nicht mehr leicht zu entziffernde Gestalt aus dem damaligen, um den Zürcher Prediger Lavater sich bewegenden Goethekreis. Der hessische — nicht hannoveranische, wie Goethe schreibt — Hofjunker Baron *Heinrich Julius von Lindau* war im Sommer 1775 wie die Grafen von Stolberg und Freiherr von Haugwitz in Zürich gewesen, hatte verschiedene Gebirgsgegenden der Schweiz, wie das Toggenburg und das Berner Oberland, durchstreift und schließlich sich für längere Dauer als Einsiedler auf der Albis-Hochwacht festgesetzt. Eine richtige Gestalt des Sturms und Drangs jener Tage, zerfallen mit dem sozialen Milieu, aus dem er stammte, und der hergebrachten Geisteswelt. Leidenschaftlich kehrt er den Menschen den Rücken und wirft sich an den Busen der Natur, findet aber doch nicht Genügen im Einsiedlerleben. Was ihm die Menschen nicht gaben, erwartet er von einer neuen Menschheit. So wird er zum Erziehungsenthusiasten, wie die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts sie in Reinkultur hervorbrachte. Die eigenen Familienangehörigen hat er dahinten gelassen und verschwendet nun seine Liebe an einige junge Menschen, bäuerliche Naturkinder, für die er sorgt, die er seine Brüder nennt und von denen er schreiben kann: »Ich und meine Brüder, wir haben nur ein Vaterland, das ist die ganze Welt.« Ökonomische Bedenken gibt es für ihn nicht, obschon seine Mittel beschränkt sind und er nach hessischem Adelsrecht die Mündig-

keit für die Vermögensverwaltung noch nicht erreicht hat. Wie Goethe sich zu dem edeln, wenn schon recht unklaren Enthusiasten stellt — auch noch nach dreißig Jahren in der Erinnerung —, erkennen wir aus der oben angeführten Stelle in »Dichtung und Wahrheit«. Er, der Weitüberlegene, suchte eine kleine Kränkung Lindau gegenüber in zarter Weise gutzumachen.

Vermutlich war Baron von Lindaus erster Schützling nicht der Peter aus dem Haslital, sondern ein anderer, den die Literatur bisher weniger beachtet hat, weil die spärlichen Dokumente seines Daseins im Salis-Marschlins-Archiv verborgen lagen. Das war der vierzehnjährige Bauernbub *Andreas Feurer* von Alt St. Johann im Toggenburg, der vom Sommer 1775 bis zur Schließung der Anstalt auf Lindaus Kosten in Marschlins erzogen wurde. Noch ist ein Brief des Orts Pfarrers von St. Johann, Melchior Boesch, an Ulysses von Salis vorhanden, geschrieben einige Monate nach dem Eintritt seines Gemeindegottes, der in seiner frommen Dankbarkeit unsere Teilnahme erregt. Das Schreiben beginnt so feierlich: »Da ich die Freiheit nehme, gegenwärtige Zeilen an Hochdieselben zu schreiben, kommen mir in Sinn jene Worte Davids ex Psalm 113, V. 7: Er erhebet die Schlechten aus dem Staub und ziehet die Armen aus dem Kot. — Das findet einigermaßen seine Erfüllung auch an dem bekannten Knaben aus meiner Gemeinde, Andreas Feurer. Eine recht bewundernswerte Leitung der göttlichen Vorsehung ist es, daß ein frömder, durchreisender Herr, ich meine Herr Baron von Lindau, denselben aus großer Menschenliebe so vorzüglich betrachtet und ihn auf Marschlins versorget hat. Eine seltene Begebenheit, darüber man billig Gottes wunderbare Führung zu erkennen und des Herrn Barons edeln Charakter zu preisen Ursach hat.«

Leider war es uns bis heute nicht möglich, etwas über Andreas Feurers fernere Schicksale zu erfahren. Seine Zukunft hat Lindau nicht zu sichern gesucht wie diejenige Peters, der ihm näher stand.

Nun aber *Peter Imbaumgarten*. Wir haben die Vermutung ausgesprochen, daß Lindau zuerst das Toggenburg bereiste, wo er den Andreas Feurer fand, und erst hernach das Haslital. Sicher ist, daß beides in den gleichen Sommer 1775 fällt. Im Haslital hat der deutsche Baron seinen zweiten Schützling gefunden, der dann durch Goethe eine gewisse Berühmtheit erlangen sollte, Peter. Wohl mehr als nötig hat man nach den Gründen gefragt, die den Baron veranlaßten, sich dieses Knaben so nachhaltig

anzunehmen. Einige wollten wissen, der damals neunjährige Peter habe dem Baron das Leben gerettet. Das ist im Gebirgsnebel möglich, muß aber nicht sein. Wir kennen die Stelle in »Dichtung und Wahrheit« (11. Buch), die berichtet, wie Goethe eines Tages, von Mainz her kommend, seiner erstaunten Mutter einen »harfenspielenden« Herumzieherknaben ins Haus bringt. So und nicht viel anders mag es sich mit Lindau und Peter verhalten. Und dann dürfen wir ja auch daran denken, daß im Jahre 1774 Pestalozzi seine Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof eröffnet hatte. Der Unterschied ist nur der, daß Pestalozzi schon damals als Volks-erzieher handelte, Lindau aber nur als herzenguter Mensch und als — Erziehungsenthusiast. Der Baron mag mit dem Knaben eine Weile herumgewandert sein, worauf er sich wieder nach Zürich wandte, wohl mit dem Plan, von hier aus auch für diesen zweiten Schützling die Aufnahme in Marschlins zu erstreben. Lavater, der Freund und Ratgeber des Ulysses von Salis, konnte diese Absicht kaum mißbilligen, obschon ihm um das Philanthropin bangte, seitdem er wußte, daß C. Fr. Bahrdt sein Direktor werden sollte. Nach Lindaus Absicht sollte Peter für den Offiziersberuf vorbereitet werden. Dazu eignete sich Marschlins aus zwei Gründen: erstens durch die jahrealten Traditionen dieser Schule und sodann durch die ausgezeichneten Beziehungen ihres Fürsorgers Ulysses von Salis, dessen Bruder Inhaber eines französischen Regimentes war.

Im Herbst 1775 trat Peter ins Philanthropin ein, und Baron Lindau hatte nun in dieser Anstalt zwei Schützlinge, für deren nicht geringe Erziehungskosten er aufzukommen hatte. Wir dürfen annehmen, daß der Baron den Knaben selbst nach Graubünden geleitete. Am 11. Oktober ist er dann wieder in Zürich und sendet von dort aus ein ganzes Felleisen voll von Geschenken ans Philanthropin: Bücher für die Bibliothek, Peter und Andreas je ein Exemplar des besonders beliebten Jugendbuches jener Tage, »Fénelons Télémaque«, dann Schlittschuhe, grünes Tuch und Uniformknöpfe, ja auch noch ein älteres rotes Kamisol für den, der es am nötigsten haben sollte. Das Felleisen allerdings wünsche er sich zurück, da er nach Deutschland zu verreisen gedenke, sobald er von Hause die nötigen Mittel erhalte.

Wir lassen den hochgesinnten Baron eine Weile in Zürich, wo Lavater nicht müde wurde, sich seiner anzunehmen, und wenden uns den beiden Knaben zu. Leider beschränken sich unsere Nachrichten über sie beinahe auf das Erscheinen ihrer Namen in den Schülerlisten. Wir



Peter Imbaumgarten, der Schützling Goethes,
nach dem Bild in Lavaters Physiognomik, publiziert
durch Dr. Fritz Ernst in Bd. VI der Schriften
der Corona

sind sicher, daß sie im April 1777 noch zu den 19 Zöglingen zählten, die als letzte die Anstalt verließen. Über ihr persönliches Wohlergehen schweigen die Akten fast gänzlich. Einmal vernehmen wir — in einem der Briefe Lindaus an Ulysses —, daß Peter gelegentlich bestraft werden müsse. Auch hatte der Neunjährige einen Brief an seinen Versorger schreiben müssen, zu dem dann Lindau in seiner großen Offenheit bemerkt: »Ich habe mich sehr aufgehalten über die Aufmachung des Briefes. Ich fand darin auch nicht eine Spur der naiven Einfalt meines kleinen Wilden (petit sauvage), so daß ich annehmen muß, der Brief sei ihm in die Feder dictiert worden. Sagen Sie ihm, daß ich Briefe wünsche, die von ihm selbst stammen, daß ich seine eigenen Gedanken und Gefühle vernehmen möchte, nicht Formeln und Gemeinplätze.«

Daß es dem Bauernbublein aus dem Haslital schlecht gegangen wäre unter den Söhnen des Adels und gebildeten Mittelstandes, die Marschlins bevölkerten, ist nicht anzunehmen. Wohl war er der Jüngste in der Schar und hätte die mütterliche Hand vermißt, wenn er sie je ganz gespürt hätte. Aber eben dies bezweifeln wir. Endlich aber stand kein Geringerer als *Lavater* als schützender Geist hinter ihm, so daß wir mit größerem Recht annehmen müssen, der kleine

Peter sei durch seine älteren Mitschüler wie auch durch einzelne der Lehrer tüchtig verzogen worden.

Peter war kaum erst eingetreten, als am 18. Oktober 1775 die pomphaften Einweihungsfeierlichkeiten des Philanthropins sich abwickelten, über die wir genaue Berichte besitzen. Der neue Direktor und Reorganisator der Anstalt hatte sie phantasievoll angeordnet. Es war übrigens die Art, wie man damals Reklame machte. Drei Tage dauerte die theatralische Revue, zu der Leute erschienen waren wie der Berner Kirchberger und die Zürcher Lavater, Schinz, Ulrich und andere. C. F. Bahrdt war in seinem Element weit mehr als in der täglichen Arbeit der Schulstube. Im übrigen machte der neue Direktor den Schülern das Leben nicht sauer und begnügte sich damit, seine berühmten Erziehungs- und Unterrichtsprogramme in die Welt zu setzen, die alles Dagewesene zu übertrumpfen suchten. Da rauschte es nur so von moralischer und physischer Erziehung. Was aber die Verstandesbildung betrifft, machte man sich anheischig, die Schüler binnen drei Jahren so weit zu bringen, daß sie 1. Latein, 2. Französisch, 3. Italienisch oder Englisch, 4. Deutsch fertig und rein lesen, schreiben und sprechen können, dazu das, was von Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Universalhistorie, Geographie, Logik, Religion von Kindern zwischen elf und sechzehn Jahren erfaßt werden kann.

Wir verzichten auf die Kritik dieses ungeheuerlichen Lehrplanes und wagen nur die Vermutung, daß die Praxis vernünftiger Wege einschlug und Mitleid hatte mit den Schülerköpfen und besonders auch mit dem lustigen, stumpfnäsigen Peter aus dem Haslital, dessen Knabenporträt wir aus Lavaters Physiognomik kennen und stets wieder mit Vergnügen betrachten. Ja, wir vermuten, daß dieses keineswegs verlegene, allmählich wahrscheinlich ziemlich vorlaute Naturkind sich ein wenig zum enfant terrible entwickelte. So dürfen wir denn die beiden Bauernbuben, Peter und Andreas, ruhig in Marschlin lassen und zu Baron Heinrich Julius von Lindau zurückkehren, dem das Leben schwerer mitspielte als seinen Schützlingen.

Er hatte endlich Zürich verlassen können und sich nach seiner Heimat gewandt. Anfangs Februar 1776 saß er im Hessischen auf dem Landgut seiner Tante, wo auch zwei seiner Schwestern sich aufhielten. Von da aus betrieb er seine Einreihung als Offizier in ein Regiment des Landgrafen. Das war einer der deutschen Fürsten, die im traurigen Ruhm des Soldatenverkäufers weiterleben. Die Regimenter, die er

im eigenen Land rekrutierte, stellte er gegen Bezahlung England zur Verfügung zur Niederrückung der Neuenglandstaaten in Nordamerika. Man ist erstaunt, daß ein Mann von der Gesinnung Lindaus nicht davor zurückschreckte, in den Waffendienst dieses Fürsten zu treten. Es gehört aber zur Tragik seines Lebens, daß er gleichzeitig Menschheitsideale vertritt und zermalmt wird vom Unvermögen, seine gesellschaftlichen Bindungen auf die Dauer abzuwerfen. Er stöhnt unter der eigenen Tatenlosigkeit und findet nur den Ausweg, als Offizier in einen ihm ohne Zweifel verhaßten Krieg gegen die Freiheitsansprüche eines aufstrebenden Volkes zu ziehen. Man meint, ein Stück aus einem Schillerschen Jugenddrama zu lesen, wenn Baron Lindau am 27. März 1776, kurz vor seiner Abreise in den amerikanischen Krieg, an Ulysses schreibt: »Leben Sie wohl, lieber Freund. Erziehen Sie uns Gesetzgeber, die selbst Menschen sind und den Menschen wirklich kennen, welche der großen Natur ins Angesicht geschaut haben und imstande sind, uns ihre heiligen Gesetze zu diktieren, zu diktieren, nicht sie zu verdrehen, nicht die freien Seelen unter ein Sklavenjoch zu beugen. Erziehen Sie uns Soldaten, um ihnen zu helfen, die Feinde der Freiheit zu vernichten. Geben Sie uns endlich Dichter, die ihren Sieg belohnen und die sich berauschen lassen an ihrem Glück.« Es war gut, daß der hessische Landgraf nichts erfuhr von diesem Erguß seines frischernannten Leutnants im Regiment Wutgenau.

Das war Lindaus Sehnsucht im Moment seiner Einschiffung für den Krieg auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans. Man versteht nun die furchtbare Erregung, die seine letzten Briefe an Ulysses durchwoigt. Unglücksmensch nennt er sich, Mißgeburt der Natur, Gespenst, das nur mit Mühe sich selbst aufpeitscht, und bekennt, daß er in den Tod wolle.

Und nun kämpft dieser Unglückliche noch eine Weile mit dem abenteuerlichen Wunsche, seinen Schützling Peter Imbaumgarten mit sich nach Amerika zu nehmen, seinen »kleinen Bruder«, wie er ihn nennt. Schon am 6. Februar 1776 schreibt er an Ulysses, man möge ihm doch den Jungen schicken und zwar nach Kassel. Er weist eine Geldsumme an und setzt die Reiseroute fest. Zürich, Schaffhausen, Freiburg i. Br., Emmendingen, Straßburg, Mannheim, Frankfurt, so soll es gehen. Dabei vergißt er nicht, zu betonen, daß Peter im Vorbeigehen den Rheinfall ansehen müsse, bekanntlich das unüberbietbare Naturspiel für jeden Schweizerreisenden jener Tage. In Emmendingen aber müsse er unbedingt



Hans Beat Wieland: *Piz Cambrena und Piz Palü*

den Oberamtmann *Schlosser* besuchen und dessen ausgezeichnete Frau, die Schwester Goethes. Von Straßburg weg werde ihn *Lenz*, ein Freund Goethes, weiter geleiten. Schließlich aber trifft Lindau schon in diesem Brief Verfügungen, allerdings recht exzentrische, für den Fall seines Todes auf dem Schlachtfeld.

Es ist begreiflich, daß Ulysses von Salis sich nicht beeilte, auf diesen Plan des Barons zu antworten. Er tat dies um so weniger, da einige Tage später ein anderer Brief an ihn gelangt war und diesmal ein deutsch geschriebener. Der Verfasser war ein Herr von Scholley, Obervorsteher der adligen Stifter in Hessen, der sein Erstaunen bekundet, daß sein Mündel, der Hofjunker von Lindau, so wenig Rücksicht nehme auf die ihm zur Verfügung stehenden Einkünfte. Er habe »zwei junge Leute in dero Philanthropin getan und wolle nun eine so kostbare Erziehung an Leute wenden, die er nur in einem Nu kennen lernen und mit denen er nicht in der geringsten Verhältnis stehet ... Andernteils gehet derselbe itzt in Kriegsdienste und wird nächstens mit den Truppen hier abmarschieren. Einem Soldaten ist nicht einmal erlaubt, einen

Bedienten, geschweige denn sonst wen mit sich zu nehmen.« Der Schluß des Briefes war die Bitte an Ulysses, den Jungen ja nicht abreisen zu lassen.

Ulysses hat sie getreulich erfüllt, diese Bitte des wenig schwärmerischen Herrn von Scholley, obschon Lindaus Zahlungen für die beiden Knaben ohne dessen Schuld sich stark verzögerten und eine eigentliche Garantie für die auflaufenden Pensionskosten nicht bestand. Daß die Briefe Lindaus an Ulysses erst kurz vor der Abreise des Barons abbrachen, wissen wir bereits. Er sah übrigens schließlich selbst ein, daß sein Wunsch, Peter mitzunehmen, unvernünftig war. Für seine und des Andreas Feurer Pension gab er gewisse Zusicherungen, die Ulysses in vornehmer Weise akzeptierte.

Noch zwei Anliegen hatte Lindau vor der Abreise. Das eine konnte ihm Lavater befriedigen. Das war das Bildnis Peters, ohne das der Baron Europa nicht verlassen wollte. Lavater hatte seiner Physiognomik wegen die Kupferstecher an der Hand, und so scheint das Bildchen Peters entstanden zu sein, das den Beschauer heute noch freut, mag ihm der Knabe im übrigen be-

kannt sein oder nicht. Das zweite Anliegen Lindaus war die Sicherung von Peters Zukunft. Zu diesem Zweck wandte er sich an keinen Geringeren als *Goethe* und nicht vergeblich. Der eben vom ersten Ruhm bestrahlte Dichter versprach ihm, für Peter zu sorgen, und er hätte es auch getan, wenn Lindau seinem Schützling nicht testamentarisch ein Kapital von 2000 rheinischen Talern vermacht hätte.

Im Februar 1777 erhielt Goethe die Nachricht von Lindaus Hinschied. Der Baron soll vor Fort Washington gefallen sein. Gleichzeitig, das heißt einige Tage nach dem 12. Februar, gelangte ein Brief nach Marschlins, der Ulysses von dem Ereignis unterrichtete. Sein Verfasser war Greven, der vorübergehend Lehrer am Philanthropin gewesen war. Der schrieb von Hanau aus: »O, mein liebster Freund! Unser Lindau ist uns vorgegangen in die Wohnungen des Friedens, ist jetzt glücklich, ist todt. Man hat die Nachricht am hiesigen Hof erhalten. Ein Offizier vom selbigen Regiment schrieb, er sei schwer verwundet, ohne Hoffnung. Nun — vor der Zeit! Ich warte täglich auf die Bestätigung. — Dies fordert aber immer mehr, daß man sich wegen des Baumgarten zu irgend etwas entschließe. Lindaus Freunde in Zürich wollten, daß ich ihn mit den Hessen nach America schicken sollte. Aber er ist zu jung, und Lindaus Tod vereitelt auch die Idee. Goethe hatte Lenzen versprochen, daß er ihn in Weimar zu sich nehmen wolle. Frau Schlossern hat auch deswegen an ihren Bruder geschrieben, und die Antwort wird von Emendingen aus mitgeteilt werden.«

Wir kennen die zusagende Antwort bereits. Aber zunächst weilte Peter noch im Philanthropin zu Marschlins, und es sollte noch ein volles halbes Jahr verstreichen, bis er in Weimar auftaucht. Im Philanthropin verblieb er, bis die Tore der Anstalt sich endgültig schlossen. Das war Ende April 1777. Dann schickte man ihn mit anderen Schülern unter der Obhut eines Lehrers zunächst nach Zürich, wo der allzeit hilfreiche Lavater sich wieder seiner annahm, aber nicht verhinderte, vielleicht sogar mitveranlaßte, daß der nun Elfjährige nochmals einen Abstecher machte, der schwerlich von sehr günstiger erzieherischer Wirkung war. Lavater und Lenz, der eben auch in Zürich weilte, übergaben den wehrhaften Bergbuben einem elsässischen Goetheverehrer, dem begabten Alpinisten und Botaniker *Louis Ramond*, als Begleiter für eine Schweizerreise. Er sollte seine Bergheimat nochmals aus eigener Anschauung kennen lernen und mag auch in manchem ein recht geschickter Führer gewesen sein. Zwei volle Monate dauerte

diese Reise. Schließlich begleitete Ramond den Knaben bis Kolmar, von wo aus Peter dann endlich *Weimar* erreichte, und im August des gleichen Jahres schrieb Goethe an Lavater: »Der Junge ist nun mein!«

Wir erwähnen zunächst, daß Goethe sich große Mühe gab, Peters Vermögensverhältnisse zu ordnen, doch nicht etwa im eigenen Interesse. Wir kennen das Vermächtnis Lindaus, das aber auf recht kompliziertem Weg flüssig gemacht werden mußte. Dann mußten Guthaben des Philanthropins und Ramonds beglichen werden. Den Rest oder doch wohl seinen größten Teil verwandte Goethe dazu, seinen Schützling in der »sehr vorzüglichen und gemeinnützlichen Reichsstadt-Nürnbergischen Zweyten Leibrentengesellschaft« einzukaufen. Über alle diese Dinge sind die Dokumente vorhanden. 1780 ging dann auch ein kurzer Brief des Dichters nach Marschlins, rein geschäftlichen Charakters allerdings. Es ist nicht daran zu rütteln, daß Goethe es sehr ernst nahm mit dem Baron Lindau gegebenen Versprechen, und wenn die Weiterentwicklung Peters nicht sehr erfreulich war, so lag es nicht an seinem berühmten Fürsorger.

Als der Bergbub aus dem Haslital in Weimar anlangte, hatte der Dichter bereits die Zeit der ersten Jugendschöpferkraft hinter sich. »Werthers Leiden« und »Der Götz von Berlichingen« hatten seinen Namen durch die Lande getragen, und als siebenundzwanzigjähriger Mann hatte er sein Amt als Weimarer Minister angetreten. Im bekannten Gartenhaus an der Ilm hatte er sich mit Hilfe seines Faktotums Philipp Speidel eine Junggesellenwirtschaft eingerichtet. In diese platzte nun das Naturkind Peter Imbaumgarten herein, an dem leider schon zu viel bewundert und »erzogen« worden war. Der Junge brachte allerlei Unarten mit, von denen das Tabakrauchen vielleicht nicht einmal die schlimmste war. Was aber schlimmer war: er zeigte wenig Lust, sich erziehen zu lassen. Als der junge Schaffhauser Student Johann Georg Müller, der Bruder des Geschichtschreibers, im Herbst 1780 im Herderschen Haus in Weimar weilte, hörte er recht geringschätzig von seinem Landsmann reden. Er schreibt in seinem Tagebuch jenes Aufenthaltes: »Der Bub, den Goethe von Baron Lindau zu sich genommen hat, machte ihm viel Verdruß, war sehr störrisch und stolz.« Goethe mußte bald erkennen, daß sein Junggesellenheim dieser Erziehungsaufgabe nicht gewachsen sei. So übergab er ihn vorübergehend Frau von Stein in Kochberg und später, wie es scheint, einem »Kaufmann Kraft«, dessen wahrer Name nicht mehr



Leonhard Meißner

Maisernt

VIERFARBENDRUCK VON BISCHOFBERGER & CO., CHUR

